

Integration, Assimilation – jüdisches Leben in Kitzingen vor 1933

Seit den 20er Jahren sind wir durch vermehrte schriftliche Zeugnisse, vor allem aber auch durch die Berichte jüdischer und nichtjüdischer Kitzinger in der Lage, uns ein genaueres Bild vom Leben der jüdischen Minderheit und ihrem Zusammenleben mit der christlichen Mehrheit zu machen.¹

Ursprünglich hatten sich die jüdischen Zuwanderer in der Kitzinger Altstadt, vor allem an deren Peripherie angesiedelt, z. B. in der Oberen Kirchgasse, Schrankenstraße, Oberen Bachgasse. Als um die Jahrhundertwende im Süden der Stadt ein neues Siedlungsgebiet (Mühlberg, Bahnhofsgebiet) erschlossen wurde, in dem, verglichen mit der gewachsenen Altstadt, großräumig angelegte repräsentative Villenviertel entstanden, in denen sich die finanziell besser gestellten Kitzinger Bürger niederließen, folgte die Mehrzahl der inzwischen zu relativem Wohlstand gekommenen jüdischen Weinhändler dem Trend. Sie baute oder erwarb dort (unterkellerte) Häuser, wobei das Wohnhaus und die Geschäftsräume sich mitunter in unterschiedlichen Gebäuden befanden. Dieser Personenkreis prägte in der Öffentlichkeit – schon optisch durch Wohnlage und Bauweise – das Bild vom „reichen Juden“. Keineswegs alle Kitzinger Juden waren jedoch wohlhabend: eine nicht unbeträchtliche Zahl hatte gerade ihr Auskommen, allerdings gab es nur wenige arme Juden.

In der Altstadt erinnerten die Kontore der meist kleineren Weinhändler an die jüdische Minderheit, vor allem aber Geschäfte, in denen Nahrungsmittel angeboten wurden: die Bäckereien Sichel (Rosenstraße) und Liebenstein (Kaiserstraße), die Metzgereien Gutmann (Rosenberg) und Samfeld (Ritterstraße) sowie das Lebensmittelgeschäft Oppenheimer in der Rosenstraße. In diesen Geschäften kauften zwar überwiegend jüdische Kunden ein, insbesondere die Bäcker- und Metzgerläden wurden aber auch von Christen aufgesucht. Zeitzeugen erinnern sich daran, dass die jüdischen Bäcker und Metzger kinderfreundlich waren und gerne kleine Geschenke verteilten. Weitere jüdische Firmen: der Herrenkonfektionär Schönfärber in der Marktstraße, der Eisenwarenhändler Sondhelm am Königsplatz, der Fellhändler Ullmann in der Ritterstraße, die Privatbank Koschland in der Kaiserstraße u. a. Arztpraxen rundeten das Bild ab: Dr. Siegfried Öttinger, Allgemeinmedizin, Bahnhofstraße, Dr. Hermann Schur, Zahnarzt, Julius-Preller-Straße. Die jüdischen Ärzte behandelten zwar vor allem jüdische Patienten, eine Reihe von Juden bevorzugte aber durchaus deren christliche Kollegen wie auch Christen jüdischen Ärzten ihr Vertrauen schenkten.

¹ In diesem Zusammenhang wurden Archivalien und Literatur ausgewertet sowie ca. 30 jüdische sowie 30 nicht-jüdische Zeitzeugen bzw. deren Angehörige/Nachkommen aus Kitzingen und der Region befragt. Die Aussagen ergaben ein sich ergänzendes, in wichtigen Punkten bestätigendes Bild.

Es wird der Versuch gemacht, das Beziehungsgeflecht zwischen Christen und Juden in einer „Kleinstadt“ zu beschreiben, das sich in den Kommunikations- und Interaktionsformen von denen der Dörfer oder größerer Städte unterschieden hat. So kannte in den Dörfern z. B. jeder die „Juden“, ein größerer Prozentsatz hatte einen unmittelbaren Eindruck von ihnen, pflegte von Kindesbeinen an Kontakte. Mit zunehmender Ortsgröße wurden die Vorstellungen jedoch unschärfer, die Kontakte seltener – das Bild vom „Juden“ beruhte immer weniger auf eigener Erfahrung. Typisch für die Kleinstadt waren Zwischenformen – es gab noch zahlreiche Überschneidungen, aber bereits auch eine eigene jüdische „Welt“, die sich so auf dem Dorf nicht entfalten konnte.

Ein Anziehungspunkt ganz besonderer Art war das „Cafe´ Frankenberger“ in der Falterstraße.² Auf zwei Stockwerken bot es umfangreiche Räumlichkeiten: für Gäste, die konsumieren und entspannen wollten, einen besonderen Raum für Kartenspieler (hier wurde um Geld gepokert) und verschiedene Nebenzimmer für Versammlungen oder Feiern. Im Cafe´ lagen Zeitungen aus, darunter war sogar eine englische. Der Rabbi zum Beispiel kam öfters mit der Absicht vorbei, sich daraus über „die weite Welt“ zu informieren.³ In der Mehrzahl waren die Gäste Juden, es gab aber ebenso christliche Stammkunden. Die assimilierten Juden jeden Alters liebten es wiederum, auch im christlichen „Cafe´ Wagner“ einzukehren. Für Kinder war der Frankenberger eine Adresse – hier konnte man das Gebäck vom Vortag zum halben Preis beziehen. Als Arbeitgeber war der Frankenberger ebenfalls interessant, beschäftigte er doch fast ausschließlich christliches Personal.



Conditorei und Cafe´ Frankenberger (durch Bombenangriff zerstört)
Falterstraße 17/Ecke Luitpoldstraße mit Falterstraße und Falterturm

An ihrem äußeren Erscheinungsbild wäre die Mehrheit der Juden im Straßenbild kaum zu erkennen gewesen, zumal man in dieser Zeit gern eine Kopfbedeckung trug. Lediglich die frommen Juden hoben sich durch ihre strenge dunkle Kleidung, die sie meist auch an Werktagen trugen, von den übrigen Passanten ab. Auffällig wurden die Juden für die christliche Mehrheit besonders durch ihre abweichenden Riten. Am Schabbes begegneten sich für wenige Stunden zwei unterschiedliche „Welten“, wenn die Juden (Samstag vormittags) in Feiertagsgewändern, auffällig behütet, zur Synagoge schritten, während die übrige Bevölkerung ihren normalen Geschäften nachging. An Sukkot (Laubhüttenfest) fesselte das überraschende Bild: der Zug, der mit Palmzweigen in den Händen zum Gottesdienst wandelte, die Laubhütten, die über Nacht in den Gärten errichtet worden waren.

An ihrem äußeren Erscheinungsbild wäre die Mehrheit der Juden im Straßenbild kaum zu erkennen gewesen, zumal man in dieser Zeit gern eine Kopfbedeckung trug. Lediglich die frommen Juden hoben sich durch ihre strenge dunkle Kleidung, die sie meist auch an Werktagen trugen, von den übrigen Passanten ab. Auffällig wurden die Juden für die christliche Mehrheit besonders durch ihre abweichenden Riten. Am Schabbes begegneten sich für wenige Stunden zwei unterschiedliche „Welten“, wenn die Juden (Samstag vormittags) in Feiertagsgewändern, auffällig behütet, zur Synagoge schritten, während die übrige Bevölkerung ihren normalen Geschäften nachging. An Sukkot (Laubhüttenfest) fesselte das überraschende Bild: der Zug, der mit Palmzweigen in den Händen zum Gottesdienst wandelte, die Laubhütten, die über Nacht in den Gärten errichtet worden waren.

Einige der Synagogengänger kannte man bereits aus einem anderen Umfeld: aus der Nachbarschaft, der Schule, aus jüdischen Geschäften. Dabei waren die Nachbarschaften wohl der Ort, wo persönliches Gespräch, gegenseitige Hilfe und überhaupt wohlwollender Umgang miteinander vorherrschten. Über die religiösen Vorschriften der orthodoxen Juden bahnten sich Kontakte zu den christlichen Nachbarskindern an. Orthodoxe Juden durften zum Beispiel an Schabbes oder Feiertagen im Haushalt das Licht weder ein- noch ausschalten, im Ofen keine Scheite nachlegen, keine Briefe öffnen usw. Bei den wohlhabenderen Juden sprangen hier die christlichen Dienstmädchen ein, bei den anderen halfen die Christenkinder aus – sie taten es gern, der kleinen Geschenke wegen. Unter den Nachbarskindern bildeten sich zwischen Christen und Juden spontane Spielgemeinschaften,⁴ die im schulpflichtigen Alter allerdings nach und nach wieder zerfielen. Für viele nichtjüdische Zeitzeugen prägten die Kindheit, sofern sie jüdische Nachbarn hatten, und/oder das spätere Arbeitsverhältnis, wenn sie bei Juden beschäftigt waren, am nachhaltigsten das Bild vom „Juden“.

² Fragebogen an Ernest Fruehauf – in Kitzingen geborener Enkel von Benno Frankenberger - (Munster/USA) Dez. 1994 ; Gespräche mit verschiedenen Kitzinger Zeitzeugen.

³ Gespräche mit Rabbi Dr. Gotthelf Isaiah Wohlgemuth (Boston) Dez. 1997.

⁴ Vgl. auch A. Fromm 1995, S. 4.



Realschule mit Progymnasium im Rosengarten (durch Bombenangriff zerstört) Fast alle jüdischen Schüler sowie einige jüdische Schülerinnen besuchten diese Anstalt.

In der Schule galt für die jüdischen Schüler eine Schabbesregelung: am Samstag brauchten sie entweder nicht zum Unterricht zu kommen oder zumindest nicht zu schreiben und die Schultasche zu tragen – das erledigten dann christliche Dienstmädchen oder Schulkameraden. Der Rabbi ersuchte sogar das „Subrektorat der Lateinschule“ darum, den Termin für die Aufnahmeprüfung so zu legen, dass er nicht auf einen Feiertag fiel, da die israelitischen Schüler an einem solchen Tag nicht schreiben durften.⁵ Seit 1914, als die Kitzinger Israeliten ihre eigene Volksschule gründeten, begann der konfessionell gemischte Unterricht erst wieder im fünften Schuljahr nach dem Übertritt in Realschule/Progymnasium oder Lyceum. In der neuen Umgebung herrschte schon deshalb eine aufgeschlossene Atmosphäre,

weil die Jugendlichen aller drei Konfessionen zum ersten Mal aufeinander trafen und sich alle gleichermaßen erst zurechtfinden mussten. Die jüdischen Klassenkameraden werden zum größeren Teil als gute Schüler beschrieben, einige waren Klassenbeste, am auffälligsten ist jedoch, dass fast alle weiterführende Schulen besuchten. Der Umgang mit ihnen gestaltete sich unkompliziert, Christen und Juden teilten sich mitunter auch die Schulbank.

Nicht selten führten Schulkameradschaften zu Treffen in der Freizeit oder zu gegenseitigen Besuchen, wobei es vorkam, dass jüdische Mitschüler der Verführung durch „treife“ (nichtkoschere) Speisen widerstehen mussten oder nicht widerstehen konnten. Manche jüdische Mutter war in diesem Punkt nicht ganz ohne Sorgen!

Aus dem Klassenzimmer haben die befragten jüdischen Zeitzeugen kaum negative Vorfälle im Gedächtnis. Der Antisemitismus, soweit er vorhanden war, beschränkte sich noch vorwiegend auf die ideologische Ebene, d. h. er zielte auf das Abstraktum „Jude“ und artikulierte sich vor allem über Zeitungsartikel und öffentliche Veranstaltungen.⁶ Seit der Jahrhundertwende trat er jedoch zusehends stärker hervor, alltäglichen Konflikten verlieh er einen antisemitischen Unterton. So erschien z. B. die zwischen Christen und Juden unterschiedliche Sonn- und Feiertags- bzw. Schabbesruhe, die schon vorher gelegentlich zu Ärgernissen geführt hatte, plötzlich in einem anderen Licht.⁷ Nicht zuletzt verweisen die sich um diese Zeit häufenden Vornamensänderungen, mit denen Kitzinger Juden außerhalb ihrer Heimatstadt berufliche Nachteile vermeiden wollten, auf einen latenten oder gar offenen Antisemitismus.⁸ Von einer antisemitischen „Unterströmung“ weiß auch Alfred Fromm, ein Sohn des Kommerzienrats Max Fromm, zu berichten. Er erinnert sich daran, dass die Eltern ihre Kinder in diesbezügliche Erfahrungen im Allgemeinen nicht einbezogen⁹ – ihnen sollte eine unbeschwerter Kindheit ermöglicht werden. Vereinzelt wurden jüdische Kitzinger aber schon in den 20er Jahren oder sogar früher unmittelbar Ziel antisemitischer Angriffe. Alfred Fromm schildert z. B. eine körperliche Attacke von Halbwüchsigen (ca. 1918).¹⁰ Wenn jüdische Schülerinnen und Schüler durch die Stadt gingen, kam es schon mal vor, dass Jugendliche ihnen antisemitische Pöbeleien hinterherriefen. Hanna Fromm, die Ehefrau von Alfred Fromm, beschreibt einen solchen Vorfall im Nürnberg Anfang der 20er Jahre: „The only bad memory I have is walking to school with my best friend and there were always kids who yelled to us: ‚Jew! Jew! Hep, hep, hep! Pork is fat, fat, fat! Jew, stinking Jew!‘ This was the fear of my life.“¹¹

⁵ Rabbinatsbrief v. 12. 7. 1886, SynAK.

⁶ Der sich seit Ende des 19. Jhs. zusehends aufbauende, den Alltag überschattende ideologische Antisemitismus vor 1933 wird in einem eigenen Kapitel behandelt.

⁷ 1907 erfolgte eine Neuregelung der „Sonntagsruhe in den Kontoren in Kitzingen“, in die auch die Regierung von Unterfranken eingeschaltet war. Der Vorgang, in dem sich sogar der antisemitische Deutschnationale Handlungsgehilfenverband zu Wort meldete, schlug in der Presse einige Wellen. Vgl. StaK VI/ D/ 1/ 235. Den vom Kitzinger Magistrat getroffenen Kompromiss kommentierte z. B. die Neue Bayerische Landeszeitung v. 30. 7. 1907 in Würzburg: „Wenn es noch so fort geht, wird das Rathaus, wenn es noch mehr judaisiert wird, den Sonntag ganz auf den Schabbes verlegen.“ Die gleiche Ausgabe belustigt sich über den „angeblichen Aufschwung [der Kitzinger Wirtschaft, d. V.] durch die Dorfjuden“. StaK VI/ D/ 1/ 235

⁸ Vgl. StaK/ I/ A/ 8.

⁹ A. Fromm 1995, S. 4.

¹⁰ A. Fromm 1988 I, S. 3.

¹¹ in: A. Fromm 1988 I, S. 118.

Ein Schlaglicht auf den sich verändernden Zeitgeist werfen einige Vorkommnisse in Kitzingen und auf dem jüdischen Bezirksfriedhof in Rödelsee. Bereits in dem politisch außerordentlich virulenten Jahr 1923 – also noch vor der Verleihung des Kommerzienratstitels – geriet Max Fromm in das Fadenkreuz rechter Kreise, die ihn über die Tagespresse beschuldigten, dass er angeblich die politische Linke unterstützt habe. In dieser aufgeheizten Atmosphäre schockierte eine Schmiererei auf der Treppe des Synagogenportals die wohlgesinnten Kitzinger Bürger – vergeblich suchte der Magistrat die Tat aufzuklären.¹² Von einer antisemitischen Bösartigkeit, die sich im gleichen Jahr auf dem öffentlichen Bleichplatz zutrug, berichtet Bella Fromm: „Ich will nicht, dass meine Wäsche neben dem jüdischen Zeug gebleicht wird!“¹³ tobte dort die Frau des Gymnasiallehrers Ennerst. Einen Eklat beschwor das Schauspiel „Die gefesselte Germania“ herauf, das in den Endzwanzigern durch Realschule/Progymnasium aufgeführt wurde.¹⁴ Es fügte sich in eine Reihe von Anti-Völkerbund-Stücken, die damals beliebt waren und von den Lehrern selbst konzipiert oder umgeschrieben wurden.¹⁵ Jüdische Schüler wirkten dabei mit großem Eifer mit. Für einige Zuschauer war es dann aber doch anstößig, dass ausgerechnet die Tochter eines jüdischen Weingroßhändlers die Hauptrolle spielte, die „Germania“. Else Lustig war ausgewählt worden, weil sie die Klassenbeste war und mit ihren blonden Zöpfen und blauen Augen am vollkommensten dem Idealtypus entsprach. – Einen Indikator für den sich antisemitisch eintrübenden Zeitgeist stellen auch die in den Endzwanzigern und zu Beginn der 30er Jahre vermehrt auftretenden Schändungen des Rödelseer Judenfriedhofs dar.¹⁶



Fasching 1912 an der Städtischen Mädchenschule Kitzingen, Jüdische Schülerinnen:
Rosa Frankenberger (links), Anni Silber (zweite v. r.)

Auch wenn die beschriebenen Vorfälle – zusammengestellt vermitteln sie ein bedrückendes Bild – nicht alltäglich waren, überrascht es doch, dass die ehemaligen Kitzinger Juden erstaunlich positive Erinnerungen an ihre Jugendzeit haben und hatten. „Ich liebte das Leben im alten Deutschland, seine Kultur, seine Landschaft. (...) Die Erinnerung an meine glückliche Jugend hat mir oft in meinem Leben weitergeholfen“, schreibt Bella Fromm in ihrem Tagebuch.¹⁷ Ähnlich äußern sich Alfred und Hanna Fromm in ihren biographischen Aufzeichnungen.¹⁸ Die persönlich befragten ehemaligen Kitzinger Juden machen in der Rückschau auf ihre Kindheit und Jugend oder ihr Leben als junge Erwachsene in den Weimarer Jahren ebenfalls kaum negative Einschränkungen. Sie waren in dieser Zeit – wie sie betonen – persönlich niemals antisemitischen Aggressionen ausgesetzt gewesen. In Kitzingen fühlten sie sich wohl: „Wir waren ja ‚Kitzinger‘, wie die Christen auch, hatten in der Stadt und Umgebung unsere Lieblingsplätze und –ecken, unsere vertrauten Spazierwege. Wir hatten gute Freunde, auch unter den Christen. ... Es waren wunderbare Jahre!“ sagt Dr. Leo Rosenthal Weihnachten 1997 in San Francisco.¹⁹ Die 1905 geborene Rita Eichenbronner beschreibt ihre Erfahrungen mit dem Antisemitismus im Kitzingen der Vor-Hitler-Zeit: „Er war wie ein fernes Wetterleuchten, beunruhigend, aber nicht unmittelbar bedrohlich – er hat unser Lebensgefühl nicht getrübt.“²⁰

¹² Kitzinger Zeitung v. 3. 5. 1923 sowie 16. 7. 1923; vgl. auch Abschn. „Max Fromm ...“, Anm. 19.

¹³ Bella Fromm, S. 8.

¹⁴ Gespräche mit Dr. Georg Merk (Würzburg) 1998 sowie Hanna Schubert (Kitzingen) 1999.

¹⁵ Die Behandlung des Völkerbunds und des Versailler Vertrags im Unterricht gehörte zu den zentralen Anliegen der bayerischen Schulpolitik in der Weimarer Zeit. Zahlreiche umfangreiche Akten befassen sich damit, HStAM MK 2060 sowie MK 15590. Insbesondere seit 1926, dem Jahr der Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund, wächst der Umfang der Akten sprunghaft an. Dabei wird die Haltung gegenüber dem Völkerbund von Jahr zu Jahr kritischer, der immer mehr als „Instrument von Versailles“ erscheint.

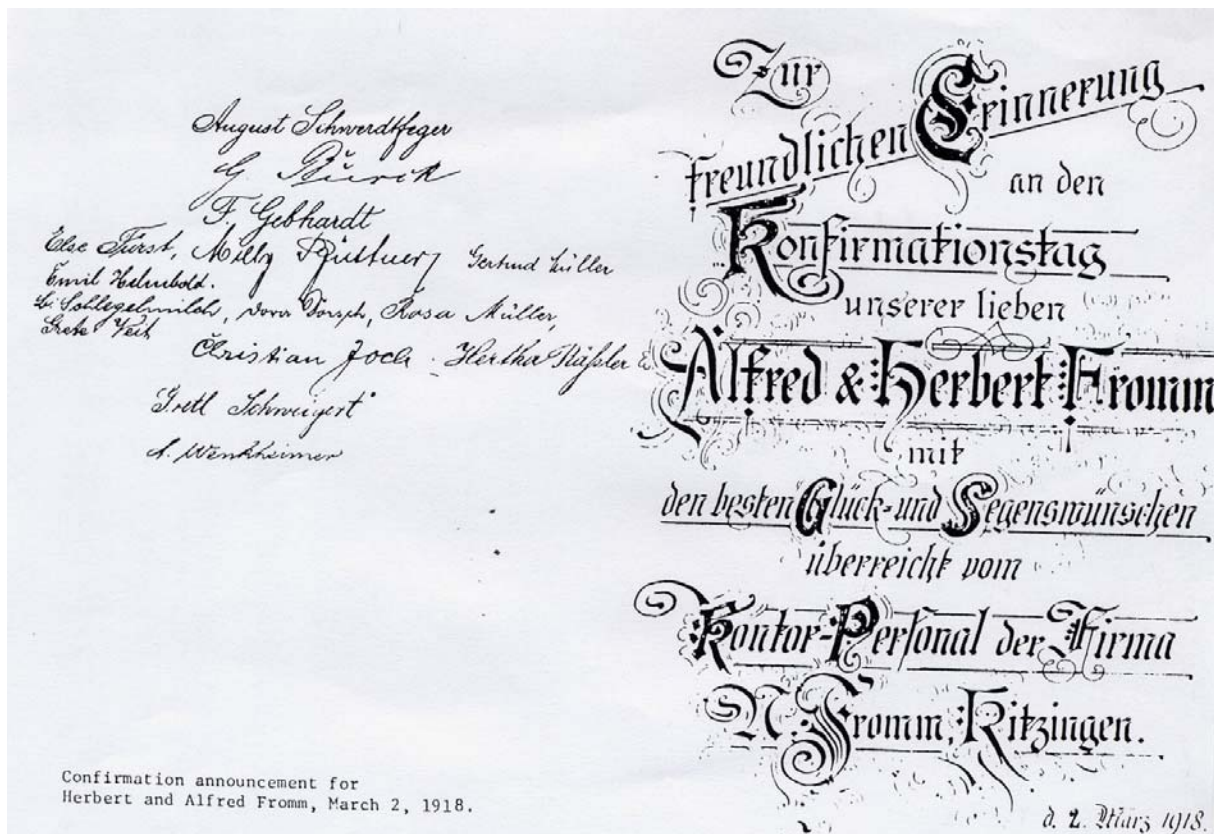
¹⁶ Vgl. Reuter/Schneeberger, S. 78 f.; Kokott/Sperle, zit. n. G. Bamberg: „Bezirksfriedhof Rödelsee“, S. 1, SynAK o. S.

¹⁷ Bella Fromm, S. 8.

¹⁸ A. Fromm 1995, S. 2.

¹⁹ Gespräche mit Dr. Leo Rosenthal (San Francisco) Dez. 1997

²⁰ Gespräche mit Rita Eichenbronner (Haifa) Sept. 1996, Sept. 1997 u. a.



Glückwünsche zur Konfirmation (Bar Mizwa) von Alfred und Herbert Fromm am 2. März 1918, vom Kontor-Personal der Firma N. Fromm Kitzingen

Wenn man sich nach Schulabschluss im Bekannten- oder Freundeskreis traf, waren Juden aber bereits seltenere Gäste. Die Beziehungen der beiden Gruppen – das traf wohl für die Mehrheit zu – wurden mit dem fortschreitenden Alter eher als ein freundliches oder auch gleichgültiges Nebeneinander, als ein lebendiges Miteinander beschrieben. Animositäten waren allerdings selten. Der Sprachgebrauch ist dabei verräterisch: Die Zeitzeugen formulieren das in der Gegenüberstellung „die“ – „wir“! „There was always a separation“,²¹ urteilt Alfred Fromm im Rückblick. Das schloss natürlich nicht aus, dass weiterhin gute nachbarschaftliche oder geschäftliche Beziehungen bestanden, in Einzelfällen sogar persönliche Freundschaften.²² Christlich-jüdische Mischehen waren in Kitzingen eine Ausnahme, aber zwischen Protestanten und Katholiken ebenfalls nicht gerade häufig, da sie den religiösen und auch gesellschaftlichen Erwartungen widersprachen.²³ Eine Beziehung ganz besonderer Art war offensichtlich die zu den jüdischen Arbeitgebern. Die meisten Befragten behielten ihre früheren Dienstherrn in dankbarer Erinnerung und betonten, dass sie stets gut behandelt worden seien, aber auch viel gelernt hätten. Kritik ist die Ausnahme, nur ein Fall ist bekannt, wo sich ein Angestellter in der „Kristallnacht“ „gerächt“ hat.²⁴

Innerhalb ihrer in den Zwanzigerjahren florierenden, auf die verschiedenartigsten Zwecke und Interessen abgestellten Vereine fanden nicht nur die Kitzinger Juden ein ergiebiges Betätigungsfeld, die Nachbargemeinden nahmen daran ebenfalls regen Anteil. Das Vereinswesen, das typisch war gerade für das orthodoxe Judentum, leistete einen wichtigen Beitrag zur Erhaltung und Stärkung der jüdischen Identität,²⁵ die bei allen integrativen Bestrebungen nicht aufgegeben werden sollte. Besonders aktiv war der „Verein für jüdische Geschichte und Literatur“ (1897), der turnusmäßig zu Vorträgen einlud,²⁶ der „Jüdische Jugendverein“ organisierte gemeinsame Freizeiten (Wandern, Kinobesuch usw.),²⁷

²¹ A. Fromm, 1988 I, S. 4.

²² Z. B. waren die menschlichen Beziehungen der Rosenthals zur Frau des Bezirksarztes Dr. Rudolf Braun sowie zum Polizeihauptwachtmeister Hans Löblein so stark ausgeprägt, dass beide in der „Kristallnacht“ – unter persönlichem Risiko – Dr. Leo Rosenthal bzw. dessen Eigentum geschützt haben./ Gespräche mit Dr. Leo Rosenthal (San Francisco) Dez. 1997; vgl. auch Flade 1988, S. 112 ff.

²³ Vgl. auch Frank, J., S. 2, LBI New York.

²⁴ Vgl. Zeugenaussage K. im Kitzinger „Kristallnacht“-Prozess, StaW KLS 58/48.

²⁵ Vgl. Breuer, S. 243 ff.

²⁶ Vgl. StaK VI/ K/ 8/ 96 sowie CZA Jerusalem A 142 90/ 8b.

die fromme Jugend traf sich im Jugendbund „Esra“, Anfang der 30er Jahre unter Leitung von Herbert Lustig, einem jüngeren Bruder von Fredi Lustig, der als höherer Funktionär der „Bundesführung Esra Deutschland“ damals bereits nicht mehr in seiner Heimatstadt lebte.²⁸ Darüber hinaus hatten die frommen Juden in Kitzingen eine ganze Reihe von religiösen Vereinen: den Israelitischen Frauen-Verein (1873), den Wohltätigkeitsverein (1874), den Thorath Emeth-Verein (1884), die 1905 gegründete Vereinigung „Ez Chajim“, die den in der Gemeinde um sich greifenden liberalen Tendenzen entgegenwirken sollte.²⁹ Der gesellige Verein „Harmonie“ bot im Jahr zwei Tanzveranstaltungen an, die u. a. bezweckten, den jüdischen Bekanntenkreis zu erweitern, was auch hieß, Verbindungen zu knüpfen. Die Erinnerung an diese „Abende“ war bei den Befragten Jahrzehnte später noch recht lebendig – die Freude muss groß (und laut) gewesen sein, wie die Beschwerden einiger Anlieger vermuten lassen.³⁰ Zu diesen Festen kamen allerdings nur die mehr oder weniger Assimilierten, die Frommen lehnten ein solches Treiben ab.³¹



Einladung zur Hochzeitsfeier von Martha Eichenbronner und Gregor Heidingsfelder am 23. März 1920

Bei all diesen Veranstaltungen waren die Juden unter sich. Eine kleinere Gruppe, vor allem die Assimilierten, engagierte sich außerdem in nichtjüdischen Vereinen, z. B. im lokalen Fußballclub „Bayern Kitzingen“, im Schützenverein, im Ruderverein, beim Roten Kreuz, bei der Freiwilligen Feuerwehr. Es gibt kaum Rückmeldungen darüber, wieweit Juden in diesen und anderen Vereinen tatsächlich willkommen waren. Von Dr. Hermann Schur wissen wir, dass er sich im Fußballclub wohlfühlt hat, genau wie seine Frau Bella im Ruderverein.³²

²⁷ Gespräche mit Rita Eichenbronner (Haifa) Sept. 96, Sept. 97; Martin Lehmann (Haifa) Sept. 96, Sept. 97 u. a.; vgl. Veranstaltungshinweise in der Kitzinger Zeitung, z. B. 27. 5. 1919, bes. in den 20er Jahren, StaK.

²⁸ Gespräche mit Rabbi Dr. Gotthelf Isaiah Wohlgemuth (Boston) Dez. 1997, Shimon Wohlgemuth (Natanya) Sept. 95, Sept. 96 u. a.; Josef Ofer (Petah Tikwah) Sept. 1996, Sept. 1997.

²⁹ Vgl. zu den Vereinen StaK VI/ K/ 8; Ez Chajim StaK VI/ K/ 8/ 134.

³⁰ Vgl. StaK VI/ K/ 8/ 38.

³¹ vgl. Anm. 19.

³² Gespräche mit Maier Schur (Nesziona/Wallenhorst) Dez. 1997, 1998, 1999 u. a.

Unterschiedliches hören wir aus der Nachbargemeinde Mainstockheim: Während Julius Frank sich daran erinnert, dass um die Jahrhundertwende Juden im Turnverein nicht aufgenommen wurden und hinzufügt, dass in der protestantischen Gemeinde auch wenig Toleranz gegenüber den Katholiken bestand,³³ war Siegfried Rindsberg 1919 Mitbegründer des lokalen Fußballclubs und zeitweise dessen Vorsitzender.³⁴

Zwei Entwicklungen zeichnen sich seit Anfang des 20. Jahrhunderts ab: die statistisch rückläufigen Zahlen der Kitzinger Judengemeinde und deren beginnende berufliche Integration. Dabei erklärt sich die negative Bevölkerungsentwicklung aus dem Geburtenrückgang (die Juden waren hier Vorreiter einer gesamtgesellschaftlichen Entwicklung³⁵) und den Folgen einer beginnenden beruflichen Umstrukturierung. Da der Weinhandel personell nicht mehr ausdehnungsfähig war, wendeten sich immer mehr Nachkommen aus Weinhändlerfamilien kaufmännischen Büroberufen zu und verließen Kitzingen im zeugungs- bzw. gebärfähigen Alter in Richtung größerer Städte (vor allem Frankfurt oder Nürnberg).³⁶

Die um diese Zeit einsetzende berufliche Integration der jüdischen Minderheit lässt die Tendenz erkennen, das Sozialprofil um zusätzliche gehobene Berufe zu erweitern. Es entspricht der Einstellung der Gesamtbevölkerung, dass die Frauen an dieser Entwicklung noch wenig Anteil nahmen. Der erste Kitzinger Jude, der sich bei der Berufswahl seiner Söhne von der kaufmännischen Tradition abkehrte, war der Schächter und Synagogendiener Maier Schur.³⁷ Zwei seiner Söhne gingen noch in kaufmännische Berufe, einer davon war zuletzt Bankdirektor in Augsburg, zwei schlossen ein Medizinstudium ab (Augenarzt, Zahnarzt), ein Viertel wählte das Jurastudium. Von den vier Söhnen des Weingroßhändlers Max Fromm blieben zwei nach einer gründlichen technischen und kaufmännischen Ausbildung in der auch international expandierenden Firma, einer ließ sich als Rechtsanwalt in Frankfurt nieder, der Vierte wählte das künstlerische Fach. Nach dem Studium an der Staatlichen Musikakademie in München war er nach verschiedenen Engagements - bis zu seiner Entlassung durch die Nazis - als Dirigent und Kapellmeister am Stadttheater in Würzburg tätig.³⁸ Der Weingroßhändler Albert Rosenthal und seine Frau Saly richteten es so ein, dass der ältere Sohn das Geschäft übernahm, der jüngere ein Jurastudium mit dem Berufswunsch Rechtsanwalt absolvierte.³⁹



Die Kitzinger Bäckerstochter 1927, vorne mit Krawatte die Jüdin Margot Liebenstein (von der Kitzinger Bäckerinnung veranlaßtes Foto)

Einen eigenständigen Weg ging Bella Fromm, eine Nichte von Max Fromm. Die emanzipierte Bella Fromm war schon in den frühen 20er Jahren vom Reiz der Hauptstadt Berlin gefesselt, von seinem pulsierenden kulturellen und gesellschaftlichen Leben. Sie kehrte Kitzingen den Rücken und arbeitete als freie Journalistin (Gesellschaftsreporterin), insbesondere für den Ullstein-Verlag. In ihrer Berliner Zeit (einschließlich September 1938) entstanden auch die Tagebuchaufzeichnungen, die ihrem Buch mit dem reißerischen Titel: „Als Hitler mir die Hand küsste“ zugrunde liegen.⁴⁰

Die beginnende berufliche Integration wurde schon bald durch Ereignisse unterbrochen, die eine normale Fortsetzung des eingeleiteten Prozesses erschwerten. Ein erstes Hemmnis schuf der Erste Weltkrieg mit Militärdienst und sonstigen Zwängen; in den krisenhaften Weimarer Jahren ging es, ökonomisch gesehen, für nicht wenige nur noch ums Überleben. Die Höchstzahl von 69 jüdischen Weinhändlern überhaupt, die sich im Adressbuch von 1930 findet,⁴¹ schließt deshalb Personen ein,

³³ Frank, J., S. 29, LBI New York.

³⁴ Gespräche und Schriftverkehr mit Walter W. Reed/früher:Rindsberg (Wilmette/USA) seit 1998.

³⁵ Vgl. Tabelle 1: „Bevölkerungsentwicklung“ (im Abschn. „Überblick“). Die rückläufigen Klassenstärken sind ebenfalls Indikatoren dieser Entwicklung. Zur Einordnung und Erklärung des Phänomens: Behr, S. 54 ff.; insbes. die detaillierte Studie von R. Mehler, S. 506 ff. u. a.

³⁶ Zum Verständnis dieses Vorgangs sollte mitbedacht werden, dass die Affinität zu den kaufmännischen Berufen bei der Orthodoxie noch stärker ausgeprägt war als im Mehrheitsjudentum (vgl. Breuer, S. 199).

³⁷ Vgl. Anm. 32.

³⁸ Vgl. Arndt/Schneeberger, S. 16, SynAK.

³⁹ Vgl. Anm. 19.

⁴⁰ Vgl. Bella Fromm.

⁴¹ Vgl. die einschläg. Adressbücher, StaK.

die mangels anderer Erwerbsmöglichkeiten den Weinhandel als Rettungsanker zu nutzen suchten.⁴² Zusehends behinderten jetzt finanzielle Engpässe die Berufswahl: so wollte z. B. die Weinhändlerstochter Rita Stern, später verh. Eichenbronner, Germanistik studieren und Lehrerin werden - die Familie konnte sich das aber nicht mehr leisten.

Wenn die Integration im Berufsfeld auch auf Grenzen stieß und das Bestreben der orthodoxen Juden, ihre jüdische Identität zu bewahren, manchen Angleichungsvorstellungen eine Absage erteilte, zeigte sich die Akkulturation doch deutlich in zahlreichen Aspekten des gesellschaftlichen Lebens.⁴³ Die jüdische Minderheit übernahm von der Mehrheit unterschiedliche Lebensgewohnheiten, Wertschätzungen usw., wodurch sie ihre Homogenität zusehends einbüßte. Wie in jeder „Gesellschaft“ gab es bei den Kitzinger Juden soziale Unterschiede durch die Position in der sozialen Hierarchie, Unterschiede durch Bildung und Interessen, zunehmend politische Gegensätze, ausgelöst durch die polarisierenden 20er Jahre. Hinzu kamen - für Juden typisch - Gegensätze zwischen Frommen und weniger Frommen, die sich nicht nur an rituellen Vorschriften, vielmehr am Selbstverständnis festmachten. Wie der letzte Kitzinger Rabbi Dr. Gotthelf Isaiah Wohlgemuth betonte, war die Kitzinger Gemeinde „streng orthodox“⁴⁴ - diese Grundausrichtung wurde von allen Mitgliedern jedenfalls respektiert. Es ist aber nicht zu übersehen, dass die „Assimilierten“ ein Stück vom Judentum orthodoxer Prägung abrückten. So verzichtete man z. B. bei Max Fromm auf eine koschere Küche, aß allerdings kein Schweinefleisch.⁴⁵ Noch weitergehend setzten sich einige junge Männer über die religiösen Vorschriften hinweg. Längere Aufenthalte in größeren Städten und der damit oft verbundene Kontakt mit anders gear teten Umfeldern, z. B. während der Studentenzzeit, brachten es mit sich, dass sich auch die Söhne aus frommen Familien den strengen Speisegesetzen der Orthodoxie oder anderen rituellen Geboten entwöhnten. Um dieser Entwicklung entgegenzuwirken hatte Rabbi Adler bereits 1905 den Verein „Ez Chajim“ gegründet, der „die Pflege und Verbreitung jüdischen Gesetzes ganz besonders unter den hiesigen jungen Leuten“ zum Ziel hatte.⁴⁶ Die Absprache, den Konflikt nicht in die Heimatgemeinde zu tragen, wurde aber von allen strikt eingehalten - weshalb das äußere Bild der Kitzinger Judenheit nach außen immer ein streng orthodoxes geblieben ist.

In der alltäglichen Wirklichkeit fächerte sich die jüdische Minderheit mehr und mehr in „Kreise“ auf, in denen man (über die verwandtschaftlichen Bande hinaus) unter Gleichgesinnten verkehrte. Die Frommen hatten ein Beziehungsgeflecht, das sich insbesondere um den Rabbi, den Weingroßhändler Moritz Lustig und seine Söhne Fredi und Herbert, den Thoraschreiber Leopold Oppenheimer gruppierte.⁴⁷ Eine Zeit lang schien es, als würden die Zionisten in Kitzingen Fuß fassen: 1913 kam es zur Gründung einer Filiale, die mangels aktiver Mitglieder aber schon bald wieder aufgegeben wurde⁴⁸ - denn die überwiegende Mehrheit der Kitzinger Judengemeinde stand klar auf dem Boden des „Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“.⁴⁹



Klassenfoto Realschule Kitzingen ca. 1930
Jüdische Schüler: Gotthelf Wohlgemuth (zweiter von rechts), Lothar Hahn (vierter von rechts), Ruth Gerst (vierte von links) Das Foto wurde ca. zwölf Jahre vor dem Massenmord an den Juden aufgenommen.

⁴² Vgl. Anm. 19.

⁴³ Maurer (vgl. S. 154 ff.) spricht in diesem Zusammenhang von der „Spannung zwischen Angleichung und Bewahrung“, die sich in „Teil-, bzw. „partieller Integration“ ausdrückte, aber auch von einer Tendenz zur „Segregation“ gekennzeichnet war.

⁴⁴ Wohlgemuth, G. I., S. 28.

⁴⁵ A. Fromm, 1988, I S. 5.

⁴⁶ Vgl. StaK VI/ K/ 8/ 134.

⁴⁷ Vgl. Anm. 3.

⁴⁸ Vgl. Kitzinger Zeitung v. 11. 4. 1913 und 16. 4. 1913, StaK; Gespräche mit Rita Eichenbronner (Haifa) Sept. 96, Sept. 97 u. a. ; Martin Lehmann (Haifa) Sept. 1996, Sept. 97 u. a. Rabbi Dr. Gotthelf Isaiah Wohlgemuth (Boston) Dez. 1997.

⁴⁹ Im Gegensatz zu den Zionisten, die die Wiedererrichtung eines eigenen jüdischen Staates auf dem Boden Palästinas anstrebten - nicht zuletzt, um bei dem wachsenden Antisemitismus eine Heimstatt für die Juden zu haben -, schlossen sich im „Centralverein“ (CV) diejenigen zusammen, die Deutschland ohne Einschränkung als ihre Heimat ansahen und deshalb für ihre Gleichstellung und gegen den Antisemitismus kämpften.

Einen „Kreis“ für sich bildete Max Fromm, in dessen Haus ein reger geselliger Verkehr herrschte, wo auch prominente auswärtige Gäste verkehrten und jüdische Abstammung keineswegs als Auswahlkriterium galt. Bella Fromm berichtet z. B. von einem Besuch der Königlichen Prinzen von Bayern.⁵⁰ Alfred Fromm beschreibt die Atmosphäre im Elternhaus, die vom Geist des Bildungsbürgertums geprägt war: „In those days, the arts in small towns were not very much appreciated. But we had a great deal of it in our house, all good friends, quite a few of them non-jewish. There was always music, and great discussions about philosophy, politics, the arts and paintings and about many books. We all are book-worms.“⁵¹ Zu einer illustren Facette im Mosaik der jüdischen Minderheit entwickelte sich der musische Zirkel im Hause des Weinhändlers Albert Rosenthal. Nicht nur, dass Leo, der Jüngste, Jura studierte und promovierte, er wurde auch Mitglied einer jüdischen schlagenden Studentenverbindung. Die Museen und die Geselligkeit zogen in das Elternhaus ein. Man spielte Theater, musizierte zusammen mit dem späteren Synagogalmusiker Herbert Fromm (einem Zwillingsbruder von Alfred Fromm) und der nichtjüdischen Klavierlehrerin Eugenie Braun. Politisch ordnete sich Leo Rosenthal als „deutschnational“ ein.⁵²

Im Kontrast zu den vielfach unpolitischen Schöngeistern und in der Reaktion auf den wachsenden Antisemitismus, der mit dem Aufstieg der Völkischen und Nationalsozialisten einherging, näherte sich eine Gruppe jüngerer jüdischer Männer den Kommunisten. Der CV wollte in einer öffentlichen Erklärung die Zahl auf sechs begrenzt wissen.⁵³ Es bedarf keiner Erläuterung um zu ahnen, welchen Konflikt diese Männer in ihre Elternhäuser und in die jüdische Gemeinde hineingetragen haben.

Der Leser sollte sich an dieser Stelle bewusst machen: Wir stehen mit unserer Betrachtung am Ende einer Epoche, die im Ganzen gekennzeichnet war von urbanem Umgang zwischen der christlichen Mehrheit und der jüdischen Minderheit und geprägt von zahlreichen sachlichen und menschlichen Überschneidungen und Gemeinsamkeiten. Die beschriebene symbiotische Phase der Kitzinger Stadtgeschichte war für alle Bürger eine Bereicherung: ob es sich nun um die wirtschaftliche Aufbauleistung, die öffentlichen Angelegenheiten wie z. B. Steuerzahlungen, mäzenatische Tätigkeiten für das Allgemeinwohl oder die gemeinsam getragenen vaterländischen Pflichten (über die gefallenen jüdischen Soldaten wird an anderer Stelle zu reden sein) handelte oder um das Wichtigste – die zwischenmenschlichen Begegnungen im privaten Bereich.

Diese Zeilen sind der bescheidene Versuch, mittels der seit ca. 1920 besser fließenden Quellen Individualitäten, Physiognomien – „Menschen“ – sichtbar zu machen und damit die Einsicht zu befördern, dass es den klischeehaften Typus „Jude“ in Kitzingen und sicherlich auch anderswo niemals gegeben hat. Sie ermöglichen ansatzweise den Blick auf eine „Welt“, die in Kitzingen einmal Wirklichkeit war, durch die nationalsozialistische Gewaltpolitik aber unwiederbringlich zerstört worden ist.



Jüdischer Bezirksfriedhof Rödelsee - Der Friedhof wird vom Förderverein ehem. Synagoge Kitzingen gepflegt.

⁵⁰ Bella Fromm, S. 9 f.

⁵¹ A. Fromm, 1988, I S. 9 f.

⁵² Vgl. Anm. 19.

⁵³ Vgl. Kitzinger Zeitung v. 24. 11. 1931, StaK.